

Leo N. Tolstoi

Anna Karenina

Gekürzte Ausgabe



Leo N. Tolstoi
Anna Karenina
Gekürzte Ausgabe



Leo N. Tolstoi

Anna Karenina - Gekürzte Ausgabe

Dieses Buch präsentiert den Klassiker der Weltliteratur in sorgfältig gekürzter Form. Der Text wurde in modernes Deutsch übertragen, wobei Stil, Ton und Ausdruck des Originals weitgehend beibehalten wurden. Für alle, die einen raschen Zugang zu diesem umfangreichen Klassiker erhalten möchten.

Erster Band, Erster Teil - 1.

Alle glücklichen Familien sind einander ähnlich; jede unglückliche Familie ist auf ihre Weise unglücklich.

Im Hause der Oblonskiy herrschte Verwirrung. Die Frau hatte erfahren, dass ihr Mann ein Verhältnis mit der französischen Gouvernante gehabt hatte und erklärte, sie könne nicht länger mit ihm leben. Drei Tage lang litt die ganze Familie darunter. Die Herrin blieb in ihren Zimmern, der Hausherr war fort. Die Kinder liefen verlassen umher, die Engländerin suchte eine neue Stelle, der Koch ging und die übrigen Diener verlangten ihren Lohn.

Am dritten Tag erwachte Fürst Stefan Arkadjewitsch Oblonskiy - Stiwa - um acht Uhr morgens, nicht im Schlafzimmer seiner Frau, sondern im Kabinett auf dem Sofa. Er träumte noch und murmelte:

„Ja, ja, wie war doch das?“

Er erinnerte sich: „Richtig, Alabin gab ein Diner in Darmstadt. Dieses Darmstadt war aber in Amerika und die Tische sangen: ‚Il mio tesoro‘ und die kleinen Karaffen sahen wie Frauen aus.“

Er lächelte zufrieden. Dann fiel ihm plötzlich ein, warum er hier schlief. Das Lächeln verschwand.

„O, o, o, ach,“ stöhnte er. Er dachte: „Sie wird nicht verzeihen, sie kann nicht verzeihen, ich bin schuld – aber nicht schuldig! Und hierin liegt das ganze Drama.“

Besonders quälte ihn der Moment, als er heimkam und Dolly mit dem entdeckenden Brief fand. Sie sah ihn erschrocken und wütend an und fragte: „Was ist das?“

Er hätte sich verteidigen oder um Verzeihung bitten können, doch stattdessen erschien auf seinem Gesicht sein gewöhnliches gutmütiges Lächeln. Gerade dieses Lächeln verletzte sie am meisten. Dolly zitterte, sprach bitter und verließ das Zimmer. Seitdem wollte sie ihn nicht mehr sehen.

„An allem ist das dumme Lächeln schuld,“ dachte Stiwa.
„Aber was soll ich tun, was soll ich tun?“

Er fand keine Antwort.

2.

Stefan Arkadjewitsch war sich selbst gegenüber ehrlich. Er täuschte sich nicht und redete sich nicht ein, dass ihm sein Verhalten leidtue. Er hatte keine Gewissensbisse, obwohl er 34 Jahre alt, hübsch und galant war und seine Frau, die Mutter von fünf lebenden und zwei verstorbenen Kindern, nicht liebte.

Er machte sich nur Vorwürfe, weil er nicht vorsichtiger gewesen war. Gleichzeitig spürte er die ganze Schwere seiner Lage und beklagte seine Frau, die Kinder und sich selbst. Vielleicht hätte er seine Fehlritte besser verborgen, wenn er geahnt hätte, welche Folgen sie haben würden. Jetzt stellte er sich unruhig vor, dass seine Frau schon lange misstrauisch gewesen war.

Er fand sogar, sie müsse nachsichtig sein. Sie war abgemagert, gealtert und nicht mehr hübsch, in keiner Weise interessant, nur eine gute Mutter. Doch alles war ganz anders.

„O, furchtbar, o, o, furchtbar!“ sagte Stefan Arkadjewitsch zu sich, ohne einen weiteren Gedanken zu finden. „Und wie gut war alles bisher gegangen, welch schönes Leben habe ich geführt! Sie war zufrieden, glücklich mit ihren Kindern, ich störte sie in nichts und überließ ihr das Hauswesen ganz wie sie wollte. Allerdings war es nicht gut, dass die Gouvernante im Haus war.“

Er erinnerte sich an die schwarzen, schelmischen Augen von Mademoiselle Roland und ihr Lächeln. „Aber solange

sie bei uns im Haus war, habe ich mir doch nichts erlaubt. Das Dümme war, dass sie schon - aber es musste so kommen! O weh, was nun?“

Es gab keine Antwort außer der allgemeinen des Lebens: Man musste weiterleben und sich im Alltag vergessen. Schlaf half jetzt nicht und zur Musik konnte er nicht zurück. Also blieb nur, sich im Traum des Lebens zu verlieren.

„Nun, wir werden ja sehen“, sagte Stefan Arkadjewitsch, stand auf, zog seinen grauen Hausrock über das blaue Seidenhemd und ging zum Fenster, wo er kräftig klingelte.

Sofort erschien sein alter Freund, der Kammerdiener Matwey, mit Anzug, Stiefeln und einem Telegramm, gefolgt vom Barbier.

„Sind Akten da?“ fragte Stefan Arkadjewitsch und setzte sich vor den Spiegel.

„Sie liegen auf dem Tisch“, antwortete Matwey und fügte mit einem schlaun Lächeln hinzu: „Vom Mietsfuhrmann ist jemand gekommen!“

Stefan Arkadjewitsch antwortete nicht. Im Spiegel trafen sich ihre Blicke. Nach kurzem Schweigen sagte Matwey: „Ich habe angeordnet, dass man erst am Sonntag kommt und Euch und mich bis dahin nicht belästigt.“

Stefan Arkadjewitsch öffnete das Telegramm und las es. Sein Gesicht hellte sich auf. „Matwey, meine Schwester Anna Arkadjewna kommt morgen“, sagte er.

„Gott sei gelobt“, erwiderte Matwey. „Kommt sie allein oder mit dem Gemahl?“

Stefan Arkadjewitsch konnte wegen des Barbiers nicht sprechen und hob nur einen Finger.

„Also allein. Soll ich oben herrichten lassen?“

„Berichte der Darja Alexandrowna und sie wird bestimmen.“

„Darja Alexandrowna?“

„Ja. Teile ihr es mit und gib ihr das Telegramm.“

Bald kam Matwey zurück. „Darja Alexandrowna lässt Euch mitteilen, dass sie fortfahren wird. Ihr sollt tun, wie es Euch beliebt.“

Stefan Arkadjewitsch schwieg, dann lächelte er kläglich. „Nun, Matwey?“

„Es ist nicht von Bedeutung, Herr. Wird sich schon machen.“

„Es wird sich machen?“

„Ach ja.“

In diesem Moment raschelte ein Kleid an der Tür. „Ich bin es“, sagte eine Frauenstimme und die Amme Matrjona Philimonowna trat ein.

„Nun, was gibt es, liebe Matrjona?“

Sie bat ihn eindringlich, sich zu entschuldigen. Seine Frau leide sehr und die Kinder seien zu beklagen.

„Aber sie nimmt ja nicht Vernunft an“, entgegnete er.

„O, tut nur das Eure. Gott ist hilfreich. Betet zu Gott!“

„Nun gut, geh“, sagte Stefan Arkadjewitsch errötend. „Ich will mich ankleiden.“

Er wandte sich zu Matwey, warf entschlossen den Hausrock ab und der Diener begann mit sichtlichem Vergnügen, ihm das frische Hemd anzuziehen.

3.

Nachdem Stefan Arkadjewitsch angekleidet war, besprengte er sich mit Parfum, zog die Manschetten zurecht und steckte gewohnheitsmäßig Zigaretten, Portefeuille, Streichhölzer und seine Uhr ein. Er schüttelte das Taschentuch auf, fühlte sich geschniegelt und äußerlich heiter und ging ins Speisezimmer, wo Kaffee, Briefe und Gerichtsakten auf ihn warteten.

Einer der Briefe war ihm sehr unangenehm. Ein Kaufmann erinnerte an den Kauf eines Waldes aus dem Besitz seiner Frau. Der Wald musste verkauft werden, doch vor einer Versöhnung war daran nicht zu denken. Besonders kränkte ihn, dass sich sein finanzielles Interesse mit der Bitte um Verzeihung verband.

Er legte die Briefe beiseite, überflog zwei Akten und trank Kaffee, während er die frische Zeitung entfaltete. Weder Wissenschaft noch Politik fesselten ihn besonders, doch er folgte den Fragen der Allgemeinheit aufmerksam. Seine Ansichten änderten sich mit der öffentlichen Meinung, ohne dass er es bemerkte.

Die liberale Zeitung passte zu seinem Leben. Sie erklärte vieles in Russland für schlecht und tatsächlich hatte er Schulden. Sie hielt die Ehe für eine überlebte Institution und auch ihm bereitete das Familienleben wenig Freude. Sie betrachtete Religion als Zügel für den barbarischen Teil der Menschheit und auch er verstand die langen Gebete nicht.

So liebte er seine Zeitung wie eine Zigarre nach dem Essen – wegen des leichten Nebels, den sie in seinem Kopf erzeugte. Heute aber wurde dieses Vergnügen durch die Erinnerung an Matrjonas Worte und das Unglück in seinem Haus getrübt.

Nachdem er die Zeitung und eine zweite Tasse Mokka beendet hatte, stand er auf. Ein zufriedenes Lächeln erschien auf seinem Gesicht. Doch sofort wurde er wieder nachdenklich.

Hinter der Tür hörte er Kinderstimmen. „Ich habe gesagt, dass man auf das Dach keine Passagiere setzen kann!“ rief das Mädchen auf Englisch. „Heb auf!“

Er ging zur Tür. Die Kinder hatten eine Schatulle fallen lassen und liefen nun auf ihn zu. Seine Lieblingstochter stürzte herein, umarmte ihn und hing sich lachend an seinen Hals. Nachdem sie ihn geküsst hatte, wollte sie fortlaufen, doch er hielt sie zurück.

„Was macht Mama?“ fragte er und strich über ihren Hals. „Guten Morgen“, sagte er zum Jungen.

Der Knabe erwiderte das Lächeln kühl.

„Mama? Sie ist aufgestanden“, antwortete das Mädchen.

Stefan Arkadjewitsch seufzte. „Das heißt, sie hat wieder die ganze Nacht hindurch nicht geschlafen“, dachte er.

„Ist sie denn heiter?“

Das Mädchen errötete, denn sie wusste vom Zwist der Eltern. „Ich weiß nicht“, sagte sie. „Sie hat uns mit Frau Gule zu Großmama geschickt.“

„Nun, so geh, liebste Tantschurotschka. Doch halt, warte.“

Er gab ihr zwei Stücke Schokolade.

„Soll ich eins dem Grischa geben?“

„Jawohl.“

Matwey trat ein. „Der Wagen ist fertig, aber es ist eine Bittstellerin da.“

„Schon lange?“

„Etwa eine halbe Stunde.“

„Wie oft habe ich dir schon gesagt, dass du sofort melden sollst!“

„Ich musste Euch doch vorerst den Kaffee nehmen lassen.“

„Nur dann bitte sie möglichst schnell.“

Die Frau eines Stabskapitäns bat um etwas Unmögliches. Stefan Arkadjewitsch hörte geduldig zu, gab ihr Rat und schrieb selbst ein Empfehlungsschreiben.

Als sie gegangen war, nahm er den Hut und blieb stehen. „Ach ja!“ Sein Gesicht wurde sorgenvoll. „Soll ich zu ihr gehen, oder nicht?“

Eine innere Stimme sagte ihm, dort gebe es nur Lüge und nichts mehr zu retten. Doch er dachte: „Aber einmal muss es doch sein – so kann es doch nicht bleiben.“

Er richtete sich auf, zündete eine Zigarette an, warf sie bald in den Aschenbecher und ging mit schnellen Schritten durch den Salon zum Schlafzimmer seiner Frau.

4.

Darja Alexandrowna stand im Korsett vor der geöffneten Chiffonniere. Ihre früher üppigen Haare waren spärlich geworden, ihr Gesicht eingefallen, die Augen groß. Als sie die Schritte ihres Mannes hörte, erstarrte sie und versuchte, ihrem Gesicht Strenge zu geben. In Wahrheit fürchtete sie das Wiedersehen.

Seit drei Tagen hatte sie immer wieder versucht, ihre Sachen zu packen und mit den Kindern zur Mutter zu fahren. Doch sie konnte sich nicht entschließen. Sie sagte sich zwar, es könne so nicht weitergehen, aber sie konnte sich nicht daran gewöhnen, ihn nicht mehr als Gatten zu lieben. Zudem wusste sie, dass sie mit fünf Kindern außerhalb des Hauses noch weniger zurechtkäme. Das jüngste war krank gewesen, die anderen hatten kaum gegessen. Sie wusste, dass Weggehen unmöglich war.

Als Stefan Arkadjewitsch näherkam, tat sie, als suche sie etwas im Kasten. Ihr Gesicht verriet jedoch Verwirrung und Schmerz.

„Dolly!“ begann er leise.

Sie musterte ihn schnell von oben bis unten. „Ja, er ist glücklich und zufrieden“, dachte sie bitter. Ihr Mund presste sich zusammen.

„Was wünscht Ihr?“ fragte sie mit unnatürlicher Stimme.

„Dolly! Anna wird heute hier ankommen.“

„Und was hat das mit mir zu tun? Ich kann sie nicht empfangen!“

„Aber du musst doch, Dolly!“

„Geht, geht, geht!“ rief sie, ohne ihn anzusehen.

Als er ihr abgemagertes Gesicht sah und ihre hoffnungslose Stimme hörte, stockte ihm der Atem. „Mein Gott, was habe ich getan! Dolly! Um Gottes willen - weißt du...“ Er konnte nicht weiter.

Sie schlug die Chiffonniere zu und sah ihn an.

„Dolly, was soll ich sagen! Nur eines kann ich sagen: Vergib! Erwinnere dich, sollten neun Jahre des Lebens Minuten nicht wieder erkaufen können, eine einzige Minute!“

Sie senkte die Augen und wartete.

„Eine Minute der Vergessenheit“, brachte er hervor.

Ihre Lippen zuckten schmerzhaft. „Geht, geht, hinaus von hier!“ schrie sie. „Und sprecht mir nicht von Euren Fehlritten und Lastern!“

Sie wollte fort, begann aber zu wanken und hielt sich am Stuhl fest.

„Dolly!“ schluchzte er. „Um Gottes willen, denke an unsere Kinder, sie sind doch unschuldig! Ich bin schuldig, bestrafe mich, befiehl mir, meine Schuld zu sühnen. Wie ich nur kann, ich bin zu allem bereit! Ich bin schuld, aber, Dolly, vergib!“

Sie setzte sich schwer atmend. „Du denkst nur an deine Kinder, wenn du mit ihnen spielen willst, ich aber weiß, dass sie jetzt verloren sind“, sagte sie.

Er hörte dankbar, dass sie ihn duzte und trat näher, doch sie wich mit Ekel zurück. „Ich denke wohl an meine Kinder“, fuhr sie fort, „aber ich weiß nicht, was besser ist: sie vom Vater fortzuführen oder mit einem ausschweifenden Gatten zusammenzubleiben.“ Sie erhob die Stimme. „Angesichts dessen, dass mein Gatte in ein Liebesverhältnis mit der Gouvernante seiner Kinder tritt!“

„Aber was soll ich tun, was ist zu tun?“ stammelte er.

„Ihr erscheint mir abstoßend, ekelerregend! Eure Tränen sind nur Wasser! Ihr habt mich nie geliebt, Ihr seid mir fremd geworden!“

Das Wort „fremd“ traf ihn. Er begriff nicht, dass sein Mitleid sie nur noch mehr erzürnte.

Da schrie im Nebenzimmer ein Kind. Dolly horchte, ihr Gesicht wurde weich und sie ging rasch zur Tür.

„Aber sie liebt doch meine Kinder“, dachte er.

„Dolly, noch ein Wort“, begann er.

„Wenn Ihr mir nachkommt, rufe ich die Leute und die Kinder herbei! Alle sollen wissen, was Ihr für ein Niedriger seid! Ich fahre jetzt fort, Ihr aber werdet hier mit Eurer Liebhaberin bleiben!“

Sie schlug die Tür hinter sich zu.

Stefan Arkadjewitsch seufzte und wischte sich das Gesicht. „Matwey sagt, es würde sich machen, aber wie soll das

werden?“ murmelte er.

Im Speisesaal zog ein deutscher Uhrmacher die Uhren auf und trotz allem lächelte er über einen alten Scherz.

„Matwey!“ rief er. „Mache das Diwanzimmer für Anna Arkadjewna bereit.“

„Zu Diensten.“

Er zog den Pelz an und ging hinaus.

„Ihr werdet nicht zu Hause speisen?“ fragte Matwey.

„Je nachdem. Nimm hier für Ausgaben“, sagte er und gab ihm 10 Rubel. „Wird es genügen?“

„Man muss sich eben einrichten“, antwortete Matwey.

Nachdem der Wagen fortgerollt war, kehrte Darja Alexandrowna ins Schlafzimmer zurück, ihren einzigen Zufluchtsort. Kaum war sie aus der Kinderstube gekommen, hatten die Engländerin und Matrjona sie wieder mit Fragen bestürmt.

„Ach, lasst mich, verlasst mich!“ hatte sie gesagt.

Jetzt setzte sie sich wieder nieder und presste die mageren Hände zusammen. „Er ist weggefahren. Zusammenkommen kann ich nicht mehr mit ihm. Wenn wir auch unter einem Dach bleiben, werden wir uns doch fremd sein. Auf immer fremd!“

Sie dachte an ihre frühere Liebe. „Und wie ich ihn geliebt habe. Liebe ich ihn nicht noch mehr?“

Da erschien Matrjona in der Tür und fragte nach dem Essen für die Kinder.

„Gut. Ich komme sogleich“, sagte Dolly müde.

Und wieder versank sie in den Sorgen des Tages, die ihren Kummer für eine Weile erstickten.

5.

Stefan Arkadjewitsch hatte in der Schule gute Anlagen gezeigt, war aber faul und zerstreut gewesen und hatte deshalb zu den Letzten gehört. Trotz seines unordentlichen Lebens, seines niedrigen Ranges und seiner Jugend bekleidete er eine ehrenvolle und gut bezahlte Stelle an einem Moskauer Gerichtshof.

Dieses Amt hatte er durch den Gatten seiner Schwester Anna, Aleksey Aleksandrowitsch Karenin, erhalten. Doch auch ohne dessen Hilfe hätte er mit Unterstützung zahlreicher Verwandter ein ähnliches Amt mit etwa 6'000 Rubel Gehalt bekommen, denn seine eigenen Verhältnisse waren trotz des Vermögens seiner Frau in Unordnung geraten.

Halb Moskau und Petersburg war mit ihm verwandt oder befreundet. Er war in Kreisen geboren worden, die Macht besaßen. Viele hohe Beamte kannten ihn seit seiner Kindheit, andere standen mit ihm auf „du“ und die übrigen waren gute Freunde. So waren fast alle, die Staatsämter vergaben, ihm wohlgesinnt.

Oblonskiy musste sich nicht anzustrengen, um ein gutes Amt zu erhalten. Es genügte, nichts abzulehnen, niemandem zu schaden und sich mit allen gut zu stellen – was seiner gutmütigen Natur ohnehin entsprach. Man liebte ihn allgemein. Nicht nur seine heitere Gutmütigkeit und Ehrenhaftigkeit gewannen die Menschen, sondern auch seine freundliche Erscheinung, die lebhaften Augen, die schwarzen Brauen und das rosige Gesicht. Selbst wenn

ein Gespräch mit ihm nichts Besonderes geboten hatte, freuten sich die Leute bald wieder über eine neue Begegnung.

Seit drei Jahren am Gericht hatte er sich neben der Zuneigung auch die Achtung seiner Kollegen erworben. Seine wichtigsten Eigenschaften waren seine außergewöhnliche Leutseligkeit, seine natürliche Art im Umgang mit allen Ständen und vor allem seine vollkommene Kaltblütigkeit in Amtsdingen, durch die er sich nie hinreißen ließ und keine Fehler machte.

Als Stefan Arkadjewitsch im Gericht eintraf, begab er sich mit dem Portier in sein Kabinett, legte die Uniform an und ging in den Sitzungssaal. Die Beamten erhoben sich ehrerbietig. Er schüttelte Hände, scherzte kurz und begann ruhig die Arbeit.

Der Sekretär trat mit Papieren heran und sagte im vertraulichen Ton: „Wir haben gewisse Nachrichten von der Regierung des Gouvernement Penza erhalten. Hier sind sie, wäre es vielleicht gefällig?“

„Haben wir sie endlich erhalten?“ erwiderte Stefan Arkadjewitsch und schlug die Akten zu. „Also frisch ans Werk, meine Herren!“

Die Sitzung begann. Während er aufmerksam zuhörte, dachte er mit einem inneren Lächeln: „Wenn sie wüssten, welch ein arger Sünder der Präsident dieser Sitzung war!“

Zwei Stunden verliefen ordnungsgemäß bis zur Frühstückspause. Plötzlich öffneten sich die großen Glastüren und jemand trat ein. Alle blickten erfreut zur Tür, doch der Wächter drängte den Eindringling sofort wieder hinaus.

Nach der Aktenlektüre erhob sich Stefan Arkadjewitsch, streckte sich, nahm eine Zigarette hervor und ging in sein Kabinett. Die Kollegen Nikitin und Grinjewitsch folgten ihm.

„Nach dem Frühstück wollen wir die Sache vollends erledigen“, sagte er.

„Wir werden schon fertig werden“, meinte Nikitin.

„Dieser Thomitsch muss ein echter Verschwender sein“, bemerkte Grinjewitsch.

Stefan Arkadjewitsch runzelte die Stirn und schwieg, um ein vorschnelles Urteil zu missbilligen. Dann fragte er den Wächter: „Wer man denn vorhin herein?“

„Irgendjemand, Eure Excellenz. Man fragte nach Euch.“

„Wo ist der Mann?“

Der Wächter zeigte auf einen kräftigen bärtigen Mann, der die Treppe heraufstieg.

Stefan Arkadjewitschs Gesicht hellte sich auf. „Da ist er ja! Lewin, endlich!“ rief er mit vertraulichem Lächeln. „Wie kommt es denn, dass du es nicht verschmäht hast, mich in dieser Lövenhöhle aufzusuchen? Bist du schon lange hier?“

„Soeben bin ich angekommen und mich verlangte sehr, dich zu sehen“, antwortete Lewin befangen und unruhig umherblickend.

„Nun, komm, wir wollen in mein Kabinett gehen“, sagte Stefan Arkadjewitsch und zog ihn freundlich mit sich.

Er stand mit vielen Menschen auf „du“, doch bei Lewin spürte er taktvoll, dass dieser die Vertraulichkeit nicht gerne öffentlich zeigte und führte ihn deshalb rasch fort.

Die beiden waren seit der Jugend Freunde geblieben, trotz ihrer sehr verschiedenen Lebensweisen. Oblonskiy konnte sich jedoch ein leicht ironisches Lächeln nicht verkneifen, wenn Lewin aus seinem Dorf nach Moskau kam.

Lewin erschien stets erregt, hastig und mit einer naiven, ursprünglichen Sicht der Dinge. Stefan Arkadjewitsch amüsierte sich darüber - und liebte ihn gerade deshalb.

Auch Lewin verachtete im Innern die großstädtische Lebensweise seines Freundes und dessen Amt, das er für leer hielt. Er lachte über Oblonskiy, doch ohne dessen gutmütige Leichtigkeit und bisweilen mit Zorn.

„Wir haben lange auf dich gewartet“, sagte Stefan Arkadjewitsch, als sie ins Kabinett traten. „Ich freue mich herzlich, dich zu sehen. Nun, was machst du? Wie geht es? Wann bist du angekommen?“

Lewin antwortete nicht sofort. Er betrachtete die beiden Kollegen und besonders die feine Hand Grinjewitschs mit den langen Nägeln.

Oblonskiy bemerkte es und lächelte. „Ah, erlaubt, dass ich Euch bekannt mache. Meine Amtsbrüder: Philipp Iwanitsch Nikitin - Michail Stanislawitsch Grinjewitsch“, sagte er. Dann fügte er hinzu: „Konstantin Dmitrijewitsch Lewin, Landrichter und ein Bruder von Sergey Iwanowitsch Koznyscheff.“

„Sehr angenehm“, sagte Nikitin.

„Ich habe wohl die Ehre, Ihren Herrn Bruder zu kennen“, sagte Grinjewitsch und reichte Lewin die Hand.

Lewin verzog das Gesicht, drückte sie kurz und wandte sich an Oblonskiy. „Nein, nein, ich bin kein Landrichter mehr, ich habe mit alledem gebrochen und werde zu keiner Bauernversammlung mehr fahren“, sagte er.

„So schnell ist das gegangen!“ fragte Oblonskiy. „Wie ist das geschehen und weshalb?“

„Das ist eine lange Geschichte“, erwiderte Lewin hitzig. „Mit kurzen Worten: ich habe mich überzeugt, dass es keinen Wirkungskreis für den Zemstwo mehr gibt. Einerseits ist er eine Spielerei, andererseits ein Mittel für die Clique, Geld zu verdienen.“

„Aha, da bist du ja, wie ich sehe, wiederum in einem neuen Entwicklungsstadium, in dem des Konservatismus“, sagte Stefan Arkadjewitsch. „Doch sprechen wir später darüber.“

„Ja. Später. Ich habe dich einmal sehen müssen“, antwortete Lewin und blickte wieder scheel auf Grinjewitschs Hand.

Oblonskiy lächelte. „Sagtest du nicht auch einmal, dass du nie und nimmer einen modernen Anzug anlegen würdest? Ich sehe, dass hier eine neue Phase eingetreten ist.“

Lewin errötete heftig wie ein Knabe. Oblonskiy wandte den Blick ab.

„Aber wo wollen wir uns sehen? Ich muss dich dringend sprechen“, sagte Lewin.

„Machen wir es so: Wir fahren zu Gurin frühstücken“, schlug Oblonskiy vor.

„Nein, ich muss noch weiter fahren.“

„Gut, dann speisen wir Mittag zusammen.“

„Ich will ja gar nichts Besonderes von dir, nur zwei Worte mit dir sprechen.“

„Nun, so sag mir diese zwei Worte.“

Lewin presste die Lippen. „Was machen die Schtscherbazkiy?“

Oblonskiy, der seinen Gedanken kannte, lächelte kaum merklich. „Du sagtest mir zwar zwei Worte, ich aber bin nicht imstande, dir mit ebenso viel Worten zu antworten, denn - entschuldige für einen Augenblick.“

Ein Sekretär trat ein. Oblonskiy hörte kurz zu und sagte freundlich:

„Nein, nein, Ihr müsst schon so tun, wie ich gesagt habe. So also macht Ihr es gefälligst, Zacharias Nikitin!“

Der Sekretär ging.

Lewin hatte sich gefasst. „Ich verstehe nicht“, sagte er ironisch.

„Was verstehst du nicht?“

„Ich verstehe nicht, was Ihr da macht. Wie kannst du das allen Ernstes tun?“

„Wovon sprichst du denn?“

„Nun, davon, dass Ihr nichts tut!“

„So denkst du wohl, aber wir sind von Geschäften überhäuft.“

„Von papiernen.“

„Denkst du, dass ich Mangel daran litte?“

„Ist nicht ganz unmöglich“, sagte Lewin spöttisch. „Du hast mir aber noch nicht auf meine Frage geantwortet.“

„Warte noch ein wenig“, sagte Oblonskiy ruhig. „Von einer Veränderung ist nichts zu berichten, schade ist nur, dass du so lange nicht hier gewesen bist.“

„Ist etwas vorgefallen?“

„Nein, nichts. Warum bist du eigentlich nach Moskau gefahren?“

„Darüber werden wir nachher sprechen“, sagte Lewin und errötete wieder.

„Ich begreife“, erwiderte Oblonskiy. „Willst du die Schtscherbazkiys heute sehen, so sind sie wahrscheinlich im Zoologischen Garten. Kity läuft Schlittschuh.“

„Ausgezeichnet, auf Wiedersehen also.“

„Sieh aber zu, dass du nicht plötzlich wieder aufs Dorf fährst!“ rief Oblonskiy lachend.

„O nein, gewiss nicht.“

Lewin eilte hinaus.

„Er scheint ein sehr energischer Herr zu sein“, sagte Grinjewitsch.

„Ja, Verehrtester“, antwortete Stefan Arkadjewitsch.

6.

Als Oblonskiy Lewin gefragt hatte, weshalb er nach Moskau gekommen sei, war Lewin rot geworden. Er ärgerte sich über sich selbst, weil er nicht hatte antworten können: „Ich bin gekommen, um deiner Schwägerin einen Antrag zu machen.“ Doch genau deshalb war er gekommen.

Die Familien Lewin und Schtscherbazkiy gehörten beide zum alten Moskauer Adel und standen seit langem in enger Verbindung. Während der Universitätszeit Lewins wurde diese Nähe noch stärker, denn er bereitete sich gemeinsam mit dem jungen Fürsten Schtscherbazkiy, dem Bruder Dollys und Kitys, auf das Studium vor und trat zugleich mit ihm in die Hochschule ein.

Damals war Lewin häufig im Hause der Schtscherbazkiys gewesen und hatte sich in die Familie verliebt. So seltsam es erschien, er war wirklich in das Haus selbst verliebt, besonders in die weibliche Hälfte.

Seine eigene Mutter hatte er nie gekannt und seine Schwester war viel älter als er. Erst im Hause der Schtscherbazkiys lernte er jenes feine, ritterliche Familienleben kennen, das er durch den frühen Tod seiner Eltern verloren hatte.

Alle Mitglieder dieser Familie, vor allem die Damen, erschienen ihm von einem poetischen Schleier umgeben. Er verstand nicht, warum die drei jungen Damen abwechselnd Französisch und Englisch sprachen, zu festen

Frage in ihm auf: Wenn das Gute die Offenbarung Gottes ist, warum erscheint es nur in der christlichen Kirche? Auch andere Religionen glaubten doch an das Gute.

Er fand noch keine Antwort, als er die Kinderstube betrat.

Kity stand mit aufgestreiften Ärmeln über der Wanne und lächelte ihm zu. „Ach, sieh nur,“ sagte sie. „Agathe Michailowna hat Recht. Es erkennt uns schon.“

Der Versuch bestätigte es. Als die Köchin sich über das Kind beugte, verzog Mitja das Gesicht. Als aber Kity sich näherte, lächelte er hell und stieß einen zufriedenen Laut aus. Das erfüllte alle mit Freude.

Nachdem das Kind gewaschen und eingewickelt war, setzte sich Kity ruhig nieder. „Ich freue mich, dass du anfängst, es lieb zu gewinnen,“ sagte sie. „Du sagtest doch, dass du gar nichts für den Kleinen fühltest.“

„Nun, habe ich etwa gesagt, ich fühlte nichts für ihn? Ich habe nur gesagt, dass ich von ihm enttäuscht worden wäre.“

„Wie, vom Kind enttäuscht?“

„Nicht von ihm, sondern von meinem Gefühl. Ich hatte ein neues, starkes Empfinden erwartet. Stattdessen fühlte ich zuerst nur Widerwillen und Mitleid.“ Er hielt kurz inne und fügte dann leiser hinzu: „Heute, nach dem Schrecken während des Gewitters habe ich erkannt, wie ich das Kind liebe.“

Kity lächelte glücklich. „Du warst wohl sehr in Schrecken?“ Sie sprach noch von der Eiche und bat ihn schließlich freundlich: „Wenn du willst, geh doch jetzt zu Sergey Iwanowitsch. Hier ist es sehr heiß.“

Lewin blieb noch einen Augenblick stehen, erfüllt von ruhiger, tiefer Freude.

19.

Nachdem Lewin die Kinderstube verlassen hatte, kam ihm sofort wieder der Gedanke, in dem ihm etwas unklar geblieben war. Er ging nicht in den Salon, sondern blieb auf der Terrasse stehen und blickte in den dunklen Himmel.

Im Süden war er wolkenlos, während von der anderen Seite Blitze zuckten. Lewin lauschte den Regentropfen und sah auf das vertraute Sternendreieck und die Milchstraße. Bei jedem Blitz verschwanden die Sterne und erschienen danach wieder an ihren alten Stellen.

„Nun, was beunruhigt mich denn?“ sagte er zu sich.

Er fühlte, dass die Antwort bereits in seiner Seele lag. Er dachte: „Die Gesetze des Guten sind die Offenbarung Gottes. Ich fühle sie in mir und bin dadurch mit allen Menschen verbunden, die man Kirche nennt. Aber auch die Hebräer, Chinesen und Buddhisten – sollten diese Millionen Menschen ohne das höchste Gut leben?“

Er wurde nachdenklich, fasste sich aber wieder. „Wonach frage ich denn? Für mich persönlich ist die Erkenntnis unzweifelhaft geoffenbart und doch will ich sie mit dem Verstand erklären.“

Er sah zu einem hellen Planeten. „Weiß ich denn nicht, dass die Sterne nicht wandeln? Und doch scheint es so. Ebenso sind auch meine Schlüsse nur dann gültig, wenn sie auf dem Begriff des Guten beruhen, der allen gegeben ist. Die

Fragen nach den anderen Glaubensrichtungen habe ich weder das Recht noch das Vermögen zu entscheiden.“

In diesem Moment hörte er Kitys Stimme. „Bist du nicht heimgegangen?“ fragte sie und sah ihn aufmerksam an. Ein Blitz beleuchtete sein ruhiges Gesicht.

„Sie versteht,“ dachte er. „Soll ich es ihr sagen?“

Doch Kity sprach weiter: „Mein Konstantin, tue mir den Gefallen und sieh im Eckzimmer nach, ob für Sergey Iwanowitsch alles bereit ist. Hat man ein neues Waschbecken hineingestellt?“

„Gut, ich gehe sofort,“ sagte Lewin, stand auf und küsste sie.

Während sie vorausging, dachte er: „Nein, ich brauche nicht zu reden. Dieses Gefühl ist nur für mich. Es ist nicht plötzlich gekommen, sondern unmerklich in meinen Leiden gewachsen. Ich werde wohl noch zornig werden und streiten wie früher. Aber ich werde beten. Mein ganzes Leben soll jetzt die unbezweifelbare Idee des Guten in sich tragen.“